

**Zeitschrift:** Freidenker [1908-1914]  
**Herausgeber:** Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund  
**Band:** 5 (1912)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Lourdes  
**Autor:** Ebert, Otto  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-406245>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

hen unterspicte; — heute gehört es nicht einmal mehr zum „guten Ton“, den Namen Gottes oder denjenigen Christi im Gespräch auch nur zu erwähnen. So etwas „tut man eben nicht“.

8. Das Leben ist in diesen modernen Zeiten ein dermaßen luxuriöses geworden wie noch niemals im Laufe der Weltgeschichte, die Epoche des Verfalls der römischen Kaiserherrlichkeit vielleicht ausgenommen. Der Luxus, den wir Modernen treiben, ist aber schmuckstracks im Widerspruch mit dem Geist des Christentums, der Leute wie Paulus oder Augustinus befehlt. Sogar das Fasten ist ganz aus der Mode gekommen.

9. Alle unsere wahrhaft großen Dichter lassen sich in ihren herrlichsten Schöpfungen vom Geiste des Hellenismus durchwehen, nicht von dem des Christentums. Wollte sich heute einer dem Christus hingeben, ein spezifisch christlicher Dichter zu sein, so mag er sicher sein, daß er trotz der einwandfreisten Formvollendung auf dem Parnass doch stets nur als gebüldet, nicht als berechtigt anerkannt wird. Auf Klassizität darf er keinesfalls in irgend einer Kultursprache Anspruch erheben.

Summieren wir noch einmal, so gelangen wir zu folgendem Endergebnis.

Der Geist des Christentums ist ein finsterer, weltflüchtiger Geist. Man lehrt den Kindern der Namenschristen schon in der Schule, daß diese Welt eine gefallene Welt sei, daß alle Schönheit, aller Glanz und aller Ruhm dieser Welt für den Christen nur da wären um ihn vom schmalen Pfad der Tugend, der ihn zum ewigen Leben führt, wegzulocken. Das blaue Meer, der donnernde Gießbach, der rauschende Wald, — was konnten diese beispielweise Leute wie Paulus oder dem heiligen Antonius weiter nützen, die auf Erden ja doch nichts weiter zu tun hatten, als ihre unsterbliche Seele zu erlösen? Die Herrlichkeiten der Natur waren ja nur vorübergehend, die Krone des ewigen Lebens aber war unvergänglich; selbst Motten und Rost konnten sie nicht fressen. Kann man der sogenannten Offenbarung des göttlichen St. Johannes Glauben schenken, so ist im christlichen Himmel für Naturschönheiten überhaupt kein Platz. Vom neuen Jerusalem aber wird erzählt,

dß es aus purem Gold sei; die Straßen zeigen nichts als Paläste, die Tore sind mit Perlen besetzt und auch die Wände glitzern nur so von Edelsteinen. Davon, daß es dort murmelnd Bächlein gebe, die über die grünen Wiesengrände hüpfen, oder daß man in der töstlichen Einsamkeit der Wälder das Donnern des Wasserfalls, das Rauschen der Bergströme in den Schluchten, an das entzückt lauschende Ohr schlagen hört, — erzählt uns die „Offenbarung“ nichts, sondern wir werden nur sehr aufdringlich daran erinnert, daß es in Neu-Jerusalem „Harfenspieler gibt, die auf ihren Harfen spielen“. Die himmlische Glorie des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs muß dort gleichfalls unbekannt sein, und auch die nächtliche Wonne des Mondenscheines kennt man nicht, denn „das Lamm gibt Ihnen das Licht“, und das Meer ist gleichfalls verschwunden, wenn uns auch nicht gesagt wird, daß das „Lamm“ auch gleich das Meerleuchten mit besorgt.

All diese Dinge sind Stimme und Zeichen dafür, daß das Christentum mit schnellen Schritten seinem schlechtesten Verfall entgegengeht. Dieses Religionsystem ist bereits gerichtet vor dem Tribunal der Weltgeschichte, und man kann sich heute höchstens noch in Spekulationen darüber ergehen, wie lange sich der Auseinanderfall noch wird aufhalten lassen. Altersschwach, hinter der Zeit herhinkend, wie das Christentum heute unter uns umgeht, kann es sich den Bedürfnissen einer neuen, unverstandenen Zeit immer schwerer anpassen. Seine Lebenskraft hat es in seinen ausschweifenden Ketzerverfolgungen völlig vergeudet, und daher hat es jetzt weder Kraft noch Saft übrig.

„Das alte stirzt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Und wie wird nun dieses neuerblühende religiöse Leben sich gestalten? Die neue Religion wird vor allen Dingen nicht eine Religion der Götter und für Götter sein, sondern die Religion der Menschheit, in welcher Raum zur Verehrung alles dessen sein muß, was wir an der Vergangenheit Großes und Erhabenes und Edles kennen; eine Religion zumal, die da überfließt von Liebe — nicht zu „Gott“, sondern zum Mitmenschen,

ohne Rücksicht auf Stand oder Nationalität oder Herkunft. Dies allein würde den kommenden Geschlechtern eine herrliche Zukunft verbürgen. Wir brauchen absolut keine derartige Aach-Religion mehr, die uns, wie die christliche, lehrt, daß das Leben auf Erden überhaupt vom Nebel, und höchstens nur so eine Art Elementarschule für das nächste Leben sei. Auf den Trümmern der christlichen Orthodoxie müssen wir den Tempel des Nationalismus aufbauen. Der salbe, abnehmende Mond des Christentums verblaßt am Himmel, je heller es im Osten wird; die Sonne des Nationalismus aber wird und muß in Bälde aufgehen über die Welt, und wird der Menschheit endlich das bringen, was sie am meisten ersehnt: Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

## Der Jesuitenstaat.

Wiener-Brief von unserem Mitarbeiter J. B., Wien.

Im übrigen Europa lebt man schon im 20. Jahrhundert, das sich der Beichtwäterpolitik, der Hofintrigen und des feudalen Kettelregimentes nur mehr wie an einem bösen Traum zurückkehrt. In Österreich blüht aber obigenannte Dreieinigkeit noch wie im schönsten Teil des 16. Jahrhunderts und die Dynastie ist nur das willfährige Werkzeug des Jesuitengenerals in Rom. Daher auch das schwarzgelbe Land der Wahrheit gemäß nicht mehr Österreich, sondern „Jesuitenreich“ zu nennen wäre. Für den Fernerstehenden, besonders aber für den Ausländer ist es schwerlich unbegreiflich, daß dieses anscheinend konstitutionelle Land eigentlich zur Zeit nichts anderes als eine gehorsame Provinz der schlechtesten Väter der Finsternis ist, die trotz Parlament, trotz allgemeinem Wahlrecht durch ihren mächtigen Einfluß bei dem kaiserlichen Erzhauses diesen verlotterten Staat immer mehr dem tiefsten Sumpfe der vollkommenen Klerikalisierung zutreiben. Der aber nähert sich über diese schwarzen Maulwürfe weiß, wundert sich nicht mehr, daß trotz den antiklerikalen Wahlen im Juni 1911 das frechste Pfaffenstum Trumpf geblieben ist. Denn in Wirklichkeit regiert eben nicht mehr Franz Josef, sondern das „Belvedere“

## Lourdes.

eine Erinnerung von Otto Ebert (Leipzig).

Auf meinen Wanderungen durch Südfrankreich kam ich auch nach Lourdes. Das Städtchen liegt anmutig am rauschenden Gave de Pau und zwischen den Vorbergen der Pyrenäen. Inmitten des Orts erhebt sich auf steilem Felsen eine alte Burg, und von hier aus schweift der Blick über grüne Täler und Höhen bis zu den fahlen Berggipfeln. Aber es ist nicht die großartige Natur, die die zahlreichen Besucher nach Lourdes lockt; die meisten wollen mehr als Natur, sie verlangen übernatürliche. Das Anziehende ist die Wundergrotte mit dem heilkräftigen Wasser. Der Legende zufolge soll hier im Jahre 1858 die „Mutter Gottes“ einem Hirtenmädchen erschienen sein und verheißen haben, daß alle diejenigen, die gläubigen Herzens das Wasser der neu entstandenen Quelle trinken und die Wände der Grotte küssen, von den Leidern des Körpers und der Seele erlöst werden sollen. Die Weisheit hat diese Angelegenheit „untersucht“ und sehr — nutzbringend gefunden. Nachdem auch der Papst seinen Segen dazu gegeben, kommen alljährlich hunderttausende und erhoffen Heilung von allen möglichen Gebrechen. Daß durch das Wasser der Wundergrotte Beinbrüche, Verstümmelungen und ähnliche Schäden nicht geheilt werden können, sondern höchstens durch Suggestion die eingebildeten und Nervenleiden, das ist wohl für jeden Denkenden klar; und wenn trotzdem die französische Regierung den Wahnglauben ruhig walten läßt, so nur deshalb, um der Einwohnerchaft von Lourdes nicht die Christen zu rauben. Ja, hier in Lourdes lebt fast alles

von dem Gelde der Gläubigen und Fremden; diese Wahrnehmung macht man schon beim ersten Spaziergang durch die Stadt. Hotels, Verkaufsläden und Pensionen wechseln miteinander ab. Besonders in der Straße zur Grotte reiht sich Bazar an Bazar, die tanzenderlei Andenken feilbieten. Und als wir erst die Pilgerhäuser, die Badeanstalten und die prunkvollen Kirchen sahen, da erstaunten wir, wie der Wasserquell sich zum Goldstrom verwandelte.

Die Grotte liegt etwas von der Stadt entfernt; sie war an dem Tage, als ich mich mit meinem Reisefächerabend dort einfand, von zahlreichen Andächtigen umlagert. Dauendfacher Lichterglanz strahlte uns entgegen, und viestümiges Beten drang zu unsfern Ohren. Oben an der Felsenwand in einer Nische steht die lebens-rose Statue der Jungfrau Maria; die von ihr zum Hirtenmädchen gesprochenen Worte umkränzen ihr Haupt wie ein Heiligenschein. Die grünen, zum Teil schon vom Herbst gefärbten Blätter der Schlingpflanzen, die den Felsen dicht umwuchern, bilden für die weiße Gestalt einen prächtigen Rahmen. Unter ihr wölbt sich die Grotte, ganz schwarz verhüllt von den ungälichen Kerzen, die Tag und Nacht brennen. Nach der Straße zu sperrte ein Witter ab. Nur während einiger Stunden des Tages wird die Pforte geöffnet, und die Gläubigen gehen im Vänschmarich an dem Felsen vorüber, reiben ihre trauten Glieder daran oder küssen ihn. Wie ich bemerken konnte, fanden nur wenige dies unappetitlich und wünschten zuvor die Wand mit einem Luch ab. — Im Hintergrund der Grotte liegt ein ganzer Stoß Briefe. Es sind Bittgesuche und Dankesbriefe an die Mutter Gottes. Dem Aussehen nach funktioniert die Himmels-

post nicht richtig. Mit der Heilung der Lahmen muß es wohl besser gehen, wenn man nach den vielen Krücken schließen darf, die hier hängen und von den Gesunden zurückgelassen sein sollen. Der Raum in der Grotte reicht dazu noch gar nicht hin; auch draußen an der Felsenwand sieht man unzählige Kreuzen und Stöcke jeglichen Kaffers und jeder Qualität. Ist das Wasser wirklich so heilkräftig, das hier aus einem Hundert Röhren sprudelt? Ich konnte keine Wunder sehen, und mir persönlich fehlte nichts; ich bekehrte nur, um meinen großen Durst zu löschen.

Dem Leben und Treiben hier vor der Grotte zuzuschauen, ist sehr interessant.immer wieder tauchen neue Scharen Gläubiger und brachten Kerzen in allen Größen, die sie vor dem Witter ablegten. Der Kerzenhandel ist großartig florierend. Für die fortwährende Belohnung werden ja eine riesige Menge Lichter gebraucht, aber es sind immer noch viel mehr vorhanden. Von Zeit zu Zeit kommt nun ein Alter mit einem Schiebkarren und holt die überzählig; sie wandern zurück in die Läden und — das Geschäft beginnt wieder von neuem. Wenn auf den Bänken vor der Grotte die Pilger sich erholt haben von ihren Strapazen und die nötigen Rosenkränzchen gemacht sind, dann beginnt der eigentliche Zweck ihres Daseins. An den Wasserquellen werden die Augen gewaschen, die frauen Glieder eingetrieben und gebadet, hauptsächlich aber die mitgebrachten Gefäße gefüllt. Und was sieht man da nicht alles! Von Vierflächen gebeis aufwärts bis zu großen Blechkannen, ja Ballonflaschen in Körben. Nebenbei wird nun auch feste getrunken, aber es scheint doch noch heilkräftigeres Getränk zu geben als dieses Wasser. Zur Mit-

(Symbolischer Name für den Thronfolger, der im Schlosse Belvedere im III. Bezirke Wiens seinen Hauptwohnsitz hat). Seit Franz Ferdinand d'Este seine jetzige Gemahlin, die ehemalige Gräfin Chotek und jetzige Fürstin Hohenberg zur Seite hat, hat der einst sehr weltlustige Mann sich immer mehr und mehr den Jesuiten ausgeliefert, die seine alleinigen Berater sind und mit deren mächtigem Arm er einst seine hochstrebenden Pläne durchzuführen geplant. D'Este ist dabei nur der Getriebene, der eigentliche Faktor ist seine überaus ehrgeizige Frau, die sich schon von der Gräfin bis zur Fürstin hinaufgestrebelt hat. Um sie herum schleicht stets ihr Seelenberater P. Fischer S. J. kaum ein Tag vergeht, wo nicht dieser schwarze Herr seinem hohen Beichtkind Besuch macht, wo er nicht Weisungen gibt und solche empfängt. Er regelt die Erziehung der Kinder, er überwacht die Lektüre der künftigen Kaiserin, die nur die „Reichspost“, die „Neue Zeitung“ und das „Sonntagsblatt“ als Zeitungslektüre besitzt, Blätter, deren niedriger Klerikalismus wohl nicht sobald in Europa übertroffen werden wird. Hat Frau Hohenberg, deren brennender Schmerz es ist, noch nicht beim alten Kaiser die Erzherzoginnenwürde durchgesetzt zu haben, ihren P. Fischer, so ist der geistige Lenker des österreichischen Thronfolgers, der Herr P. Graf Galen, der zwar in der Benediktinerkutte steht, tatsächlich aber innig mit den Jesuiten alliiert ist. Für dessen Einfluss ist es bezeichnend, daß die Abgeordneten im österreichischen Reichsrat sofort wußten, wenn P. Galen im Sitzungssaal erschien, nun hahen die Christlich-sozialen wieder irgend einen Anschlag auf sehr hohen Befehl durchzuführen. Dieser Galen gibt auch das berüchtigte „St. Bonifatiusblatt“ heraus, das trotz des § 23 unseres veralteten Pressegesetzes (Verbot der Zeitungskolportage) mit Seelenruhe vor den „Augen des Gesetzes“ an den Kirchen und in den Straßen verteilt wird, denn für dieses ekle Pressepiel existiert keine gesetzliche Vorschrift! Dieses Schnierblatt hat erst in einer seiner letzten Nummer die Freidenker in der ordinarsten Weise beschimpft, enthält überhaupt nur Anstiegungen der Nichtklerikalen, wird aber als

religiöse Belehrungsschrift (!) vom Staate besonders geschützt. Bevor wir nun des Herrn P. Galen weltfriedensfördernde Tätigkeit am Hofe des Thronfolgers näher betrachten, seien noch einige charakteristische Beichtväterfälle angeführt. Alle Welt hat wohl aufgelaucht, als aus Österreich die Kunde drang, die Offiziere seien von nun an verhalten, alljährlich sogenannte „Exerzitien“ d. h. tagelang währende Zwangsverdummungskurse bei den Jesuiten durchzumachen. Obwohl natürlich sofort die Dementiessprache ausrückte, wurde doch bekannt, daß der schöne Plan, die Offiziere mit Rosenkranz und St. Ignatiusmedaillen zum Kriegsdienste wider äußern und innern Feind, besonders gegen den letzten, diensttauglicher zu machen, tatsächlich nicht nur bestanden, sondern auch teilweise schon durchgeführt worden war.

Wer war hier der Urheber: der weitbekannte Heizer P. Abel, societatis Jesu, der neben seiner den konfessionellen Hader schiarenden Priestertätigkeit auch Beichtvater ist und zwar der des Erzherzogs Franz Salvator. Und wie der Jesuit Grudlau am letzten Sodatentag triumphierend verkündete, gibt es eine „marianische Kongregation für Offiziere“, also schon der erste Erfolg dieser Untrübe des erzherzoglichen Beichtvaters. So ist die ganze Dynastie in diese römisch-jesuitischen Netze gut eingehüllt und besonders die Erzherzoginnen, die sich zum Unglück Österreichs zu sehr in dessen Politik einmischen, sind nichts anderes als Puppen an den Drähten dieser jesuitischen Kamarilla. Es ist doch bezeichnend, daß an einer Versammlung des „Piusvereins“, der unreines Werk der Jesuiten zur Vernichtung der freiheitlichen Presse ist, vor zwei Jahren die Tochter des Kaisers, Erzherzogin Valerie, selbst teilnahm und daß ein Bericht darüber in der „Arbeiter-Zeitung“ konfisziert wurde. Auch sonst vergeht keine klerikale, jesuitische Veranstaltung, zu der nicht der Hof Begrüßungen oder Vertretungen sendet. Und weil die Dynastie die „Patres“ so hält, so kriechen selbstverständlich in hundischem Lakaiensinne Adel und Großbürgertum vor den Jesuiten in ersterster Demut und senden ihre Söhne nach Kaltstburg bei Wien, in

das berüchtigte Jesuitengymnasium zur Erziehung. Das erklärt auch die Hohlköpfigkeit und geistige Impotenz aller unserer Regierungen, denn ihre Leiter sind bei den „Vätern“ erzogen worden.

Doch nun zurück zum P. Galen! Dieser aus dem finstersten Deutschland zugewanderte feudale Pfaffe hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den schuftsüchtigen Wunsch der Jesuiten, die Wiederherstellung des Kirchenstaates, auf — östlich Österreichs durchzuführen. Daz dazu natürlich die Bevölkerung Italiens Vorbedingung ist, leuchtet ein. Nun hat es diese gesuchte Relique wohl verstanden, den Erzherzog und die Sucht nach neuen Kriegsloberen, Eigenschaften, die der Thronfolger schon lange zeigte, für obigen Plan auszunützen. Jahr um Jahr predigten Galen und seine Schaar, daß es die größte Nuhmesat Österreichs wäre, das „anmaßende Italien“ in seine Schranken zu weisen und da einige italienische Kindsköpfe in der „Irredenta“ durch ihr Geschrei, Südtirol und Triest gehörten eigentlich zu Italien, diesen „Anmaßungen“ eine scheinbare Tatsächlichkeit verliehen, tappte Franz Ferdinand umso williger in diese Fallgrube der Hezpfaffen. Wie drohend ein schweres Kriegsgewitter über Österreich stand, zeigte dann blitzartig die Affäre Höhendorff-Aehrenthal. Die Herren Jesuiten und ihr folgamer Schüler hatten nämlich vergessen, daß Franz Joseph auch noch lebe, sowie dessen Vertrauensmann Aehrenthal, Minister des Außern. Dieser war es auch, der das Werkzeug der Kriegspartei des Belvedere, den Generalstabchef Höhendorff in aller Eile durch kaiserlichen Befehl in den wohlverdienten Ruhestand befördern ließ und derartig wieder den Frieden rettete. Denn Herr Höhendorff, eingelullt in die Sicherheit seiner pfäffischen Vorgesetzten, hatte schon gar ungeniert Kriegsvorbereitungen getroffen und alles getan, um Österreich und Italien so bald wie möglich aneinander zu hiezen. Wobei der Krieg mit Tripolis der österreichischen Kriegspartei sehr gelegen gewesen wäre, weil ja Italien durch denselben mindestens die Hälfte seiner Wehrkraft entbehrt hätte.

Nach einer derartigen Sachlage wird es wohl keinen Freidenker des Auslandes wundern, wenn

tagszeit nämlich lagerten hier die Scharen und stärkten auch ihren leiblichen Menschen. Da wurde so manche glaubliche Wein entlockt; die Leute bringen diesem Tropfen wohl noch mehr Vertrauen entgegen.

Auf dem Hügel oberhalb der Grotte erhebt sich die schlanke gotische Kirche, weit ins Land hinaus leuchtend. Innen ist sie infolge des zu vielen Schmucks nicht so schön. Alles was Liebe und Geld vermöchten, ist hier ausgehäuft worden. Da stehen wir kostbare Fahnen und Schleifen, Embleme, Säbel, Spangen und Orden. Sogar Hochzeitskränze und prachtvolle Haarzöpfe hat man geopfert. Aus der großen Anzahl von gestifteten silbernen und goldenen Herzen hat man an den Wänden des Mittelschiffs eine Inschrift zusammengestellt, die auf deutsch ungefähr lautet: „Dir Buße und betet für die Sünder, geh zur Quelle, um zu trinken und zu baden. Ich bin die unbekleidte Empfängnis usw.“ Der unschöne Prunk wird noch vervollständigt durch eine Anzahl kristallener Kronleuchter. — Unter dieser Kirche befindet sich die sog. Krypta mit Altären, Beichtstühlen usw. Die Wände sind bedeckt mit einer Unmenge von Gedenktafeln aus Marmor. Hier dankt eine Frau für die Erlösung von 15 jährigem Siechum, dort wieder loben Eltern die Mutter Gottes, weil sie ihr epileptisches Kind kurierte, und ein Baron M. v. B. bezeugt, daß er nun gesunde Beine habe; als Beweis ist der Abguß seines früher vertrüppelten Fusses beigelegt. Kopfschlütteln verliehen mir diese Räume; nicht nur Papier ist geduldig, auch auf Stein läßt sich vieles schreiben.

Unterhalb dieser Kirche ist noch eine dritte. Außer Treppe führen zwei Fahrwege auf Bogenbauten hinab. Als

wir in den gewölbartigen Raum traten, wurde gerade Gottesdienst abgehalten. Die Kirche war gefüllt wie bei uns am Karfreitag; aber nicht bloß Erwachsene waren da, sondern die Weiber hatten Kind und Regel bei sich. In der folgenden Viertelstunde habe ich mich ordentlich ergötzt. Der Priester mit seiner donnernden Busspredigt war nicht die Ursache, wohl aber die kleinen Schreibälge. Diese kümmeren sich nicht im geringsten um die Regeln, sondern frächten, wenn es ihnen beliebt; und oft, wenn der Geistliche in seinem Sermon eine Pause macht, scholl ein fröhlicher, unheiliger Zauber durch die Kirche, der dann kräftig von den andern kleinen Kumpaten beantwortet wurde. Nebrigens waren auch die Erwachsenen nicht immer bei der Andacht. Als eine Frau auf meine Sandalen aufmerksam wurde, wußte es im nächsten Augenblick die ganze Nachbarschaft. Wohl nie bin ich so genau gemustert worden, wie in den folgenden Minuten von diesen Weibern.

Bei der Drei-Stationen-Kirche dehnt sich ein großer, schöner Platz; ein Marienstandbild darf da natürlich nicht fehlen. Dieses ist mit elektrischen Birenen umrahmt, ebenso auch die Unruhe und Einien der Kirchen. Bei besonderen Anlässen wird alles feuerhaft illuminiert.

In Lourdes gibt es genug Gelegenheit zum Beten und Rufen. Da ist z. B. auch ein Kalvarienberg mit vielen Stationen. Hier müßt sich so mancher im Schweiße seines Angesichts, um betend die Höhe zu erreichen. Zur ersten Station führt eine Treppe, die nur kniend und küssend hinaufgerutscht werden darf. Man kommt dann zu einer Gruppe überlebensgroßer Statuen, die Szene: Jesus vor Pilatus darstellend. Nachdem die Christusfigur mehrmals

abgeküsst worden ist, geht es unentwegt weiter aufwärts. — Nach dem Abendessen spazierten wir nochmals zur Grotte. Bei Nacht ist die Kerzenbeleuchtung wirklich wunderlich. Es war schon nach 9 Uhr, aber auf den Bänken saßen noch genug Flehende. Ein eigenartige Stimmung überkam mich, als hinter uns der Fluß rauschte und vor uns das Murmeln und Seufzen der Betenden ertönte. Wir setzten uns zu den Leuten, starrten in die Flammen und dann wieder in den Sternenhimmel und spannen unsere Gedanken. Wieviel Zaubern, wieviel Hingabe wird hier geopfert! Und keiner von den Armen zweifelt an der Hilfsbereitschaft Gottes; sie ahnen nicht, daß all dies Flehen vergeblich sein muß. Sie glauben durch Kerzen, Geld und Küsse ihr Schicksal zu verbessern und wissen nicht, daß selbst Gebete und Tränen ganzer Nationen an dem Naturlauf nichts zu ändern vermögen. Lange saßen wir in solchen Betrachtungen verfunken.

Die Bänke leerten sich allmählich, so mancher humpelte nach Hause. Auch wir wollten in unsre Herberge gehen. Da — am Himmel, der jetzt mit dunklen Wolken überzogen war, erschien plötzlich ein Flammkreuz! Ich muß gestehen, im ersten Augenblick war ich doch erschrocken und konnte mir die Sache nicht erklären. Aber dann famen wir zu der Überzeugung, daß das Kreuz auf einer der Bergspitzen stehen müßt und elektrisch erleuchtet sei. Wahrlich stunnenswert, in welcher Weise die katholische Kirche auf die Sinne ihrer Gläubigen einzuwirken versteht! Das flammende Kreuz leuchtete uns auf unserm Heimweg, und als ich im Bett lag, schien es durch das größte Fenster.